Souris, auf Prince Edward Island im Osten Kanadas, ist die Lobstermetropole des Landes. 20 Prozent des kanadischen Hummers stammen aus den hiesigen Gewässern. Doch die Zeiten des Rotgoldrauschs sind vorbei. Die Hummerpreise fallen – die Kosten für Boote und Benzin steigen. Die Fischer leben in der Zange. Szenen eines beklemmenden Alltags

Eine Stadt sieht Rot

TEXT: ULF SCHUBERT
FOTOS: HENNING BODE

EIN KAFFEEBECHER AUS PLASTIK steht auf dem Münztelefon an der Hauptstraße. Der Becher rutscht nach links, nach rechts, kippt hinunter und rollt über den Bürgersteig. Die Menschen in der Stadt hoffen, dass der Sturm nicht so heftig über sie kommen wird. Die Nachrichten warnen, Hurrikan „Kyle“ soll bald hier sein. Wärme, Kälte, unterschiedliche Luftschichten wehen ins Gesicht. Aus der Ferne, vom Meer herüber, ertönt eine Signalboje. Ein Ton wie der Schrei einer leidenden Kuh. Es beginnt zu dunkeln, der Tag endet.

Es ist die Zeit, in der Hummerfischer Cory McCormack noch bei seiner Mutter zu Hause sitzt. Es gibt Suppe, der Fernseher läuft. Später will Cory noch in die Bar, wo Kollege Sean McInnis schon an der Theke sitzt, bei seinem dritten White Russian. Die Zeit, in der die chinesische Arbeiterin aus der Hummerfabrik, Qu Yu Qing, nach China skypt, wo ihr Ehemann die Webcam auf die Tochter, sechs Jahre alt, gerichtet hat und Qu Yu Qing ihr beim Träumen zuschauen kann. Die Zeit, in der Alexander und Veronika Kusnetzow aus Russland nicht einschlafen können. Auch sie müssen morgen früh in die Hummerfabrik. Aber der Nachbar, der Idiot, spielt immer Gitarre, wenn er kifft. Die beiden legen sich auf das Sofa und schalten den Fernseher ein – so können sie einschlafen.

Prince Edward Island, nördlich von Nova Scotia im Sankt-Lorenz-Golf. Hier liegt Souris, eine kleine Stadt, 1200 Menschen. Bis zum Ende der Insel sind es nur noch ein paar Kilometer. Manche sagen, dies sei zwar nicht das Ende der Welt, aber man könne es von hier aus sehen. Von der Hauptstraße führen ein paar Querstraßen den Hügel hinauf, auf der anderen Seite enden die Wege am Meer. Lange Strände, rote Steilküsten, Hafen, Wälder und Felder. Die Hummerfabrik liegt oben auf dem Hügel, von wo aus man einen weiten Blick über das Meer hat. Aus der Fabrik werden Hummer in die ganze Welt verschickt. In Stücken, ganz – tot oder lebendig.

Bis zum Ende von Prince Edward Island sind es wenige Kilometer. Es ist nicht das Ende der Welt. Aber man kann es von hier aus sehen

Heute ist der Himmel über Souris grau. Auf den Treppenstufen des Beerdigungsinstituts sitzt eine Frau und weint. Nebenan im Restaurant wischt die Bedienung die Tische, sie wird bald schließen. Vor dem gläsernen Kühlschrank mit dem Kuchen sitzt auch eine Frau und weint. Wasser blubbert im Hummerbecken. Die Tiere verkriechen sich in die Ecken. Bunte Gummibänder halten ihre Scheren fest verschnürt.

Vorgestern passierte das Unglück. Ein Fischer stürzte, warum, weiß hier keiner, mit einem Traktor 25 Meter die Steilküste hinunter. Er war auf der Stelle tot. Die Küstenwache lud den toten Fischer auf ein Schlauchboot und brachte ihn in den Hafen. Jeder im Ort kannte den Fischer.

Die Beerdigung ist in einer Stunde, um elf. Der Friedhof liegt an einem Abhang. Weiße Kreuze und Grabsteine stehen auf dem Rasen. Gegenstände in Miniatur zeigen, womit sich die Toten im Leben beschäftigt haben. Hummerfallen, Boote, Bücher, Hockeyschläger oder Traktoren. Vor der Beerdigung mäht ein Mann noch schnell den Rasen. Mit hoher Geschwindigkeit fährt er den Traktor über die Gräber. Manchmal knallt er mit dem Mähwerk gegen ein weißes Kreuz oder einen Grabstein. Der Mann bleibt stehen, schaltet den Motor aus. Er hat einen dicken Bauch, seine Ohren bedecken dicke Ohrenschützer, die aussehen wie Kopfhörer. Er sagt: „Hallo, ich bin Charles, Charles Dunthy.“ Grashaufen fallen aus dem Mähwerk. Radiomusik ertönt aus den Ohrenschützern. „Da ist auch ein MP3-Player drin, den nutze ich aber nie. Gleich geht es hier los. Der gute Mann ist jetzt hin. Ich muss mich beeilen.“ Am Nachmittag liegen auf dem Grab Anker und Fischerboot, aus vielen Blumen geformt.

Am nächsten Morgen steht Gus Clinton, Postbeamter und ehemaliger Bürgermeister von Souris, auf dem Rasen des

Seite 14/15: Schon wieder Hummer. Im „New Glasgow Lobster Suppers“ essen Kinder bis drei gratis

Links: Flagge zeigen. In der Hummerfabrik von Souris schuften chinesische Gastarbeiter. Den Einheimischen ist der Lohn zu lausig

Oben: Kleine Pause. Shawn McInnis hängt mit Kumpel Allen (rechts) im Hafen von Souris ab. Im Hintergrund eine Wand aus Hummerboxen

Krankenhauses und spielt Golf. Zu Hause lässt er sich auf das Sofa fallen, legt die Füße auf den Tisch. „Schwere Situation hier, hohe Arbeitslosigkeit. Ihr müsst mal im Sommer kommen, da ist alles anders, Bikinis, Bikinis, Bikinis. Hast du eine Frau? Oh, ich sag's dir, an den Stränden ist dann was los! Sonst ist hier ja nicht mehr viel. Chinesen kommen, Russen, sogar Mexikaner. Die arbeiten in der Fabrik. Souris braucht das. Unterschiedliche Kulturen. Wir heißen sie willkommen! Weißt du aber, was das Schlimmste ist? Terrorismus. Im Flugzeug, du weißt ja heutzutage nicht, was du für einen neben dir sitzen hast, ob der dich in die Luft sprengt."

Gus Clinton. Du warst bei Gus Clinton?" Das Lachen der Fischer hört man noch auf dem Parkplatz vor der Bar. „Kennst du die Geschichte von Gus Clinton?" Als Clinton Bürgermeister war? Hier in der Bar kam es zum Streit. Gus sah nicht ein, dass sein Sohn noch zu jung war und nichts an der Bar ausgeschenkt bekam. Gussy hat sich darüber aufgeregt, ging raus zum Auto und kam wieder mit einer Knarre und schoss in die Decke. Die Leute hier rannten los, verbarrikadierten sich in der Frauentoilette. „Und wisst ihr was? Er wurde wiedergewählt. Zum Bürgermeister. Na ja, er hat es bereut, war betrunken", erzählt Donnie Aitken, der Besitzer der Bar und Mitglied im Stadtrat. „Ja, ja, das war verrückt, was ich aber nicht verstehe: Warum haben sich die Leute in der Toilette versteckt? Bei den Pappwänden! Da hätten sie genauso gut an der Bar sitzen bleiben und sich eine Bierflasche vor den Kopf halten können."

Bürgermeister Clinton schoss mit dem Gewehr in die Decke der Bar, als sein minderjähriger Sohn keinen Alkohol ausgeschenkt bekam

Heute ist Karaokeparty mit DJ Pam Brown. Eine kleine Frau steht auf der Bühne und schaut Richtung Decke, die Liedtexte werden auf einem Monitor angezeigt. Sie singt.

I see the bad moon a-rising
I see trouble on the way
I hear hurricanes a-blowing
I know the end is coming soon
I fear rivers over flowing
I hear the voice of rage and ruin.

Die Fischer, Hilfsarbeiter und Farmer an der Theke schreien und lachen. Ein junger Mann beugt sich im Toilettenraum über das Pissoir und kotzt. Sean McInnis, der Fischer, sitzt an der Theke, seine Stimme verraucht und laut. „Gib mir noch ein Bier", sagt er zur Frau hinter der Theke. „Hat dir schon mal jemand gesagt, dass du einen geilen Arsch hast?" Jeden Abend bekommt sie das gesagt. Sie mag das nicht – aber Sean hat ein gutes Herz. Die Leute haben Respekt vor ihm, diskutieren nicht mit ihm. Er ist kräftig, ein guter Kämpfer. Neulich, ein Typ machte Probleme, hat Sean ihn mit seinen großen, starken Pranken gepackt und vor die Tür gesetzt. Nur einmal wurde Sean hier zusammengeschlagen. Von einem Typen aus Ohio. Viel Alkohol war im Spiel. White Russian und dazwischen Bier.

Der Besitzer der Bar geht rüber in das Restaurant, will den Deutschen Hummer zeigen. „Ihr sollt ein gutes Foto machen." In jeder Hand hält der Besitzer zwei große, lebende Hummer. Er legt sie auf die Theke. „Schau mal, das ist was Besonderes. Die eine Hälfte weiß, die andere blau. Genetischer Defekt. Sehr selten." Die Tiere zappeln auf der Theke. Der Besitzer greift die Tiere, er dreht sie auf den Rücken, hält sie in die Höhe. Die Tiere spreizen ihre Glieder. Auf der Bühne steht eine schwangere, junge Frau und singt ein Countrylied voller Traurigkeit.

Vor ein paar Tagen ist den Fischern ein Hai ins Netz gegangen. Als sie damit im Hafen ankamen, waren sie sehr aufgeregt. So häufig geht ihnen ein Blue Shark, fast drei Meter groß, nicht ins Netz. In bunten Holzhäuschen lagern die Fischer ihr Arbeitsmaterial. In der Mitte eines Häuschens steht eine Plastiktonne. Darin liegt auf Eis der gekrümmte Körper des toten Hais. Alle schauen in die Tonne. Sean schmeißt seine Zigarette auf den Boden, tritt sie aus und sagt: „Wir haben dich! Du Bastard." Die Haut des Hais ist rau, dunkel-

Links: Platzwart in Aktion. Charles Dunthy mäht den Rasen auf dem Friedhof der St. Mary's Roman Catholic Church in Souris

Oben: Neue Heimat. Gastarbeiter Alexander Kusnetzow und seine Frau Veronika in ihrem Wohnzimmer. Die Puppen auf dem Sofa sind für ihre Tochter in Kaliningrad

blau der Rücken, weiß der Bauch. Die Fischer wissen noch nicht, was sie mit dem Hai machen werden, ob sie ihn verkaufen können. In Japan essen die Menschen Blauhaie. Sie schmecken bitter. „Aber du kannst ihn grillen, mit Tomaten, dann schmeckt er eigentlich wie ein Steak“, sagt Sean.

Er öffnet die Tür seines weißen Trucks, Kronkorken kullern aus dem Wagen. „Los, jetzt geht’s rüber zum Boot.“ Das Boot hat Sean von seinem Vater geerbt. Es heißt „Dad’s Knotty Boys“. Sean ist 38 Jahre alt. Schon als kleiner Junge ist er mit den Fischern rausgefahren. Immer gegen fünf in der Frühe verlässt er mit seinem Boot den Hafen.

Hummerboote sind einfach aufgebaut. Sie haben eine große Ladefläche, auf der die Hummerfallen gestapelt sind, und am Bug einen kleinen Unterstand für die Fischer. Dort sind auch das Steuer und ein wenig technisches Zubehör untergebracht. Seans Helfer stößt mit dem Fuß gegen eine Hummerbox, in der eine alte Flasche White Russian im Regenwasser schwimmt. Er nimmt die Flasche und kippt das Getränk von Bord. Die flockige Milch versinkt im Hafenbecken. Sean setzt seine Kappe und seine Sonnenbrille auf. „Die alte Brille ist über Bord gegangen. 290 Dollar – weg.“ Die beiden greifen Leinen, stoßen das Boot mit den Füßen ab, springen ohne Mühe vom Boot aufs Land und wieder zurück. Sie fluchen und lachen. Nach ein paar Minuten zieht die „Dad’s Knotty Boys“ leise und schnell zur anderen Seite des Hafens. Das Deck für die Heringe muss ins Winterlager. Der Kran senkt das Heringdeck langsam auf ein paar alte Ölfässer. „Goodbye Heringdeck, wir sehen uns im nächsten Jahr.“

Hummersaison ist zwei Monate im Frühjahr, zwei im Herbst. 20 Prozent des kanadischen Hummers werden hier gefangen

Fangsaison für Hummer ist zwei Monate im Frühjahr, zwei im Herbst. 20 Prozent des kanadischen Hummers werden auf Prince Edward Island gefangen, doch „das große Geld hier haben unsere Väter gemacht. Es wird heute einfach zu viel Hummer gefischt, das Angebot steigt ständig, die Preise fallen, und wir Fischer verdienen von Jahr zu Jahr weniger. Wenn hier noch jemand dick Kohle macht, dann die Händler“, flucht Sean.

Er geht aufs Deck und holt ein paar Bier. „Die Großabnehmer versuchen uns zu ficken, drücken die Preise, immer weiter. Ich komme noch zurecht, mache fünfzig-, sechzigtausend im Jahr, netto, trotzdem schwierige Situation: alles teuer geworden hier, Benzin, Essen, Miete.“ Sean wirft die Bierflasche ins Hafenbecken. Sein Helfer schmeißt eine Ölhose hinterher. „Die ist total dreckig, ich will die sauber machen.“ Sean winkt ab. „Ach, du spinnst doch. Natürlich sinkt die Hose.“

Seans Frau arbeitet als Krankenschwester. Im Winter meldet er sich arbeitslos. „Dann spiele ich den Babysitter, kümmere mich um die Ausrüstung, baue Hummerfallen. 300 Fallen. Weißt du was? Ich liebe es, mein eigener Boss zu sein.“ Sean steht neben seinem Helfer und kratzt mit dem Messer getrocknete Heringsschuppen von seinen Stiefeln. „Oh Mann, ist das alles dreckig. Ich lache mich kaputt.“ Der Wind, der Vorbote des angekündigten Hurrikans, wird immer stärker. Die nächsten Tage verlässt hier keiner der Fischer den Hafen.

Cory McCormack sitzt am Ende der Bar und liest in der Zeitung. Er schaut auf die Annoncen. Ein Unternehmen aus Alberta sucht Helfer. „Erfahrung nicht notwendig. Fahrerlaubnis notwendig. Erste-Hilfe-Schein von Vorteil.“ In Souris arbeitet Cory dort, wo er gerade gebraucht wird. Das ist entweder bei den Hummerfischern oder den Kartoffelbauern. „In meiner Familie haben sie immer beides gemacht. Die Arbeit bei den Fischern mag ich lieber, aber denen geht es auch nicht mehr so gut. Die großen Fischdampfer holen zu viel aus dem Meer, mit riesigen Netzen nehmen die alles mit.“ Außerdem sind die Boote und Lizenzen für die Fischer teuer geworden – eine Fanglizenz kostet bis zu 200 000 Kanadische Dollar. „Und wenn dann noch die Hummerpreise fallen, müs-

Links: Allein in der Fremde. Die Chinesin Qu Yu Qing ist eine Saison Gastarbeiterin in der Hummerfabrik von Souris

Oben: Das „Hilltop“ in Souris. Das Motel heißt bei allen nur „Killtop“, seit eine Frau hier ihren verstorbenen Gatten in der Badewanne zerkleinerte und die Toilette hinunterspülte

sen die Fischer sparen – an Helfern wie mir."

Cory will bald nach Alberta. Viele Einheimische in Souris ziehen in den Westen. Sie wollen nicht in der Hummerfabrik arbeiten. Zu wenig Geld. Etwa die Hälfte der Arbeiter der Stadt verlässt die Gegend für ein halbes Jahr oder länger. Im Westen, in Calgary oder Alberta, da gibt's Öl, Gas, Diamanten – und Hoffnung auf gute Bezahlung. „Im Westen verdiene ich in zwei Wochen 5500 Kanadische Dollar. Wenn ich hier bin, muss ich drei, vier Jobs auf einmal machen, um über die Runden zu kommen." Corry ist 38 Jahre alt, zwei kleine Kinder, geschieden. „In Souris gibt es viele Scheidungen. Die Männer gehen jedes Jahr in den Westen, die Familien brechen auseinander."

Nächster Abend. Parkplatz vor der Bar. Verabredung mit Cory, er will uns auf eine Party mitnehmen. Er kommt nicht. Vergiss die Verabredungen, die halten die Leute hier sowieso nicht ein. Sie setzen sich in ihre Trucks, flitzen von einem Ort der Stadt zum anderen. Cory war heute am Hafen, Arbeit suchen. Gestern ackerte er oben, auf den Hügeln, auf dem Kartoffelfeld. Man braucht Glück, will man ihn treffen.

Die Party ist in einer Eishalle, ein paar Kilometer außerhalb von Souris. Dort sind viele Menschen, eine Band spielt Rockmusik. Cory kommt sehr spät. Er ist sehr betrunken, freut sich, uns zu sehen. Seine Brille ist verschmiert. Cory: „Hey, komm, wir suchen 'ne Pussy, die da, ich stelle dich ihr vor, ich war mit ihrer Schwester im Bett. Ehrlich gesagt, ich habe schon beide durchgenommen. Komm, ich stelle dich der da hinten vor. Komm, macht mal ein Foto von mir und denen da hinten." Cory möchte sich mit den Frauen fotografieren lassen. „Das sind Journalisten aus Deutschland", ruft er. „Die schreiben über Hummer und Prince Edward Island. Ich finde es gut, dass die auch mal über uns im Osten der Insel berichten. Es kommen ja nicht so viele Touristen hier in unsere Ecke."

Etwa die Hälfte der Arbeiter von Souris verlässt die Stadt für mehrere Monate im Jahr, um auf den Ölfeldern im Westen zu jobben

Cory umarmt uns. „Berichtet den Leuten in Deutschland, wie schön es hier ist, wie freundlich die Leute sind."

Dann geht er auf die Tanzfläche, tanzt sich an eine Frau im Minirock heran. Sie schubst ihn weg. Cory geht Richtung Theke, „ich bringe Bier mit". Setzt sich wieder an den Tisch, „hey, wenn du Probleme bekommst hier, wenn dich jemand zusammenschlagen will, keine Sorge, ich passe auf dich auf. Du kannst dich hier sicher fühlen. Ich habe einen braunen Gürtel. Weißt du, wie mich die Leute hier nennen? Sie nennen mich den Hammer!"

Blut. Blut. Blut schießt aus seinem Mund. Cory liegt auf dem Boden. Bewusstlos. Die Menschen heben ihn an. Sein Kopf fällt ins Genick, sein Kiefer klappt herunter. Jacke, T-Shirt, alles rot. Irgendjemand hat ihm blitzschnell mit einem harten Gegenstand ins Gesicht geschlagen. „Soccer Punch" nennen sie das hier. Corys Brille liegt irgendwo hinter ihm auf dem Boden, klein, zerbrechlich, zwischen den Stiefeln der Securityleute.

Nächster Morgen. Treffen mit einigen chinesischen Gastarbeitern im Chinaimbiss. Zu dritt wohnen sie in einer kleiner Kammer bei einer alten Dame zur Untermiete, umgerechnet 300 Euro pro Bett pro Monat. Da viele Einheimische nicht in der Hummerfabrik arbeiten wollen, kommen viele Russen und Chinesen nach Souris. Immer für acht Monate. So lange reicht das Arbeitsvisum. Danach müssen sie Kanada verlassen, und die nächsten kommen.

Die Leute aus Souris wissen nicht viel über die Neuen, sie sehen sie durch die Straßen laufen, fahren mit ihren Autos an ihnen vorbei, manchmal nehmen sie die Fremden auch mal ein Stück mit. Die Chinesen können kein Englisch. In Souris spricht keiner Chinesisch. Außer der Chinese im Imbiss. Sein Laden ist immer am Abend für eine Weile geöffnet. Die Fabrik

Lesen Sie bitte weiter auf Seite 26

Links: Peinliches Pausenbrot. Hummersandwich war in Souris unter Schülern verpönt. Es galt als Armeleuteessen

Oben: Gerüchteküche. Bert Paquet ist der örtliche Friseur in Souris. Und bester Nachrichtenübermittler der Stadt

Ein Sturm zieht auf. Etwas nördlich von Souris haben die meisten Fischer ihre Boote liegen. Ein Hummerfangboot ist aufgebockt. Davor stapeln sich die Lobsterfallen

bestellt ihn regelmäßig zum Übersetzen. Er kommt aus Toronto, verkauft nur außer Haus. Auf einem der Tische steht ein gelbes Spielzeugauto, in der Mitte des Raumes zwei bunte Kinderräder mit glitzernden Bändern. Pappkartons liegen auf den Tischen. Die Tochter, ein kleines Mädchen, spricht auch ein bisschen Englisch, lacht, spielt Geist, Prinzessin, Affe und Blume. Der Chinese soll übersetzen.

Qu Yu Qing, die Arbeiterin, 30 Jahre, sitzt neben ihren Freundinnen. Sie kommen alle aus Yantai, eine Stadt mit sechs Millionen Menschen. Der Chinese vom Chinaimbiss sagt: Die Frauen seien glücklich, hier sein zu dürfen, der Lohn sei gut, der Himmel so blau. Das Geld bräuchten sie für ihre Familien in China.

Auf dem Parkplatz vor der Hummerfabrik liegt ein Stück Keks. Die dickere Möwe ist schneller als die dünne. Es ist gerade Pause. Ein Arbeiter steht in Regenjacke vor dem Eingang der Fabrik und raucht. Eine Frau sitzt auf einer Bank und starrt auf eine Coladose. Wasserdampf pufft aus Schloten. In ganz Kanada gibt es keinen größeren Hummerkocher als diesen in der Fabrik. Die Vorarbeiterin ruft: „Die Arbeit geht weiter!“ Dann laufen sie gemeinsam in Richtung Halle. Manche Frauen bleiben kurz vor den Spiegeln stehen, ziehen die Lippen nach, streifen Haarnetz, Kittel und Gummistiefel über. Alle müssen durch die Schleuse, Hände waschen und desinfizieren.

Lastwagen liefern lebende Hummer in die Fabrik. Nach zehn verschiedenen Größen werden sie hier sortiert und dann mit einem Stich ins Zentralnervensystem getötet oder ins kochende Wasser geschmissen oder sofort schockgefroren, je nachdem, wie es der Kunde will. Die Gliedmaßen werden sortiert, das rohe Fleisch vom Panzer getrennt. Es dauert nur sechs Minuten, bis vom Hummer nur noch das Fleisch übrig bleibt.

Früher haben die Leute in Souris ihre Felder mit Hummer gedüngt. Heute ist der Lobster

Die chinesischen Arbeiterinnen stecken den ganzen Tag Beinchen in eine Maschine, unten flitzt das rohe Fleisch wieder raus. Hummerscheren werden blitzschnell mit einem Messer geknackt. Ein Förderband fährt das Fleisch durch Schwarzlicht. Es dürfen keine Panzerstücke zu sehen sein. Dem rohen Fleisch wird Salzwasser zugegeben, dann wird es eingefroren. „Der aufgetaute Hummer kann ohne weitere Bearbeitung kalt serviert werden“, steht in deutscher Sprache auf der Verpackung.

Rauschen, Zischen, Klingeln – es wird wieder gekocht. Dann Schichtende. Vor der Fabrik warten Hunderte Möwen auf der Wiese. Zwei kanadische Frauen stehen vor dem Eingang. Eine sagt: „40 Jahre Arbeit in der Hummerfabrik. Seit 40 Jahren riecht die Arbeit gleich. Um 4.30 Uhr am Morgen stehe ich auf. Und ich liebe es jeden Tag aufs Neue. Komisch, oder?“

Früher war Hummer auf Prince Edward Island ein Essen für arme Leute. Schüler schämten sich, wenn sie wieder einmal ein Hummersandwich in der Pause essen mussten. Die Menschen haben mit Hummer die Felder gedüngt. Das ist noch nicht so lange her. Heute ist Hummer auch in Souris im Supermarkt teuer. Ein kleines Paket Hummerfleisch, gekocht, kostet 40 Dollar. Nur im Hafen, da kriegst du Hummer zum Einkaufspreis. Für ein Essen kaufen die Leute hier pro Person sechs Hummer. Zu Hause wird die Arbeitsplatte der Küche mit Zeitungspapier ausgelegt. Der Kessel mit dem Wasser dampft. Meerwasser, mindestens Salzwasser. Manchmal auch Bier. Hauptsache, es kocht.

Hummer haben große schwarze Augen. Die Fühler bewegen sich hin und her. Sie spreizen ihre Scheren vor dem heißen Dampf. Was ist es? Instinkt, Schmerz oder Reflex? Sobald sie ins kochende Wasser plumpsen, laufen sie rot an.

In der Hummerfabrik zieht Alexander Kusnetzow aus Kaliningrad jeden Tag dem Hummer das Fleisch aus dem Panzer. Alexander und seine Frau Veronika sind Ende zwanzig, Anfang dreißig. Die beiden sitzen auf dem Sofa in ihrer Unterkunft. ➢

Links: Qualitätscheck. Hier wird die Temperatur eines Hummers gemessen

Oben: Schummerlicht. Cory McCormack arbeitet auch als Türsteher in der Bar „Jummy's“ in Montague nahe Souris. Vom Hummer allein kann er nicht leben

Fensterplatz. Gastarbeiter Alexander Kusnetzow im Restaurant „Blue Fin“. „Auf der Insel ist es wunderbar ruhig“

Auf der Fensterbank stehen ein paar Barbiepuppen mit großen, vollen Lippen. Die wollen sie ihrer Tochter schenken. „So schöne Puppen gibt es bei uns in Kaliningrad nicht zu kaufen.“

Sie vermissen ihre Tochter. Sie ist sechs. Den Großeltern überweisen sie Geld für die Kleine. „Aber das meiste, was wir in der Fabrik verdienen, geht schon für das Leben hier drauf.“ Der Tisch ist gedeckt. Brote und Nüsse für die Gäste. „Die russischen Arbeitgeber sind Arschlöcher, sie betrügen dich um den Lohn. Hier weißt du, was du bekommst, und du kriegst es auch.“

Auf Prince Edward Island sei es so wunderbar ruhig. In Kaliningrad dagegen so einfach, in eine Schlägerei zu geraten. „Die Straßenpolizisten sind grausam, sie lieben die Bestechungsgelder.“ Auf dem Laptop zeigen sie Fotos von ihrer Tochter, mit einer Blume im Haar auf einem Platz in Kaliningrad. Gerne hätten sie noch ein zweites Kind. „In Russland ist das zu teuer. Meine Frau war Krankenschwester, ich Lkw-Fahrer, das reicht nicht zum Leben.

Auf dem Parkplatz vor dem Haus geben ein paar Jugendliche in ihren Autos Vollgas. Reifen quietschen.

Ulf Schubert, 33, lebt in Berlin, schreibt für „Brand eins“, „Süddeutsche Zeitung“ und „Frankfurter Allgemeine Zeitung Hochschulanzeiger“. In Souris war er überrascht, wie kaltblütig er sein kann: Er schlief erstaunlich gut in seinem Hotelzimmer – dafür, dass hier vor einiger Zeit eine geistig umnachtete Frau ihren toten Ehemann in der Badewanne zerstückelte und die Toilette hinunterspülte.
Henning Bode, 27, Student der Fotografie in Hannover, hatte seinen Geburtstag in Souris gefeiert. Den Abend des 1. Oktober beging er gemeinsam mit seinem Reporterkollegen im örtlichen Pub. Dort bekamen die beiden einen Vortrag in Hummerkunde – anhand von zwei Lebendexemplaren, die kurzerhand aus dem benachbarten Restaurant entführt worden waren. Einen tauften sie „Michael Jackson“, da er zur Hälfte weiß war. Nach einigen Schnäpsen und Bieren bekam er tatsächlich Ähnlichkeit mit dem „King of Pop“.